

Roger Caillois, Der Krieg und das Heilige

Das Fest als Paroxysmus der primitiven Gesellschaft

Bedenkt man die Stellung, die die Mythen in Gesellschaften innehaben, wo sie die Phantasie der Menschen weitgehend vereinnahmen und mittels der Riten die wesentlichen Handlungen ihres Lebens bestimmen, so gewinnt man den Eindruck, daß ihre Funktion dort, wo sie nicht in Erscheinung treten, unfehlbar von irgendeiner Realität übernommen werden muß. Es ist nicht leicht, diese Realität zu entdecken, denn sie ist zwangsläufig mit wichtigen Handlungen und immerhin soviel Glauben an solches Handeln verbunden, daß es für notwendig oder natürlich erachtet wird. Würde man dann diese tiefsitzenden Überzeugungen als mythisch denunzieren, wirkte das genauso schockierend, wie wenn man in Gegenwart der Gläubigen einer Religion das Credo, das ihnen ernstestes Verhalten diktiert, als absurden Aberglauben abtäte. Das heißt, man wird den Mythos, sofern man ihn in dem Milieu sucht, in dem man selber lebt, dort finden, wo man ihn zunächst nur widerstrebend vermutet.

Mit den Mythen verschworen, wühlt das Fest periodisch die elementaren Gesellschaften auf. Es handelt sich um ein Phänomen von solcher Beständigkeit, solcher Gewalt, solchen Ausmaßes, daß man die rasch verflossenen Tage mit ihren zugemessenen Vergnügungen, die für komplexere Zivilisationen bezeichnend sind, nur sehr entfernt damit vergleichen kann. Man denkt da zunächst an die Ferien, zu Unrecht, da sie sich bald als Gegenteil, nicht als Äquivalent uralter Festlichkeiten erweisen. Sie verursachen weder eine spürbare Unterbrechung noch eine Verwandlung des Kollektivlebens. Auch sind sie keine Periode einer gewaltigen Ballung der Massen, sondern eine Zeit des Verstreutseins fern der städtischen Zentren, eine Zeit der Vereinzelung, der Abgeschiedenheit in Randgebieten und menschenleerem Gelände, in Regionen, wo geringere Spannung herrscht. Sie sind keine Krise, kein Gipfel, kein Moment des Überbordens und höherer Präsenz, sondern ein Zeitabschnitt der Verlangsamung und der Entspannung, eine Ausfallzeit im Rhythmus allgemeiner Tätigkeit. Sie geben das Individuum sich selbst zurück, entlasten es von seinen Sorgen und Mühen, entbinden es seiner beruflichen Pflichten, gewähren ihm Ruhe und isolieren es, während das Fest den Menschen aus seiner Intimität, seiner persönlichen und familiären Welt herausriß und in einen Wirbel stürzte, in dem eine frenetische Menge sich geräuschvoll als eins und unteilbar behauptete und mit einem Schlag ihren Reichtum und ihre Kräfte erschöpfte. Unter all diesen Gesichtspunkten wirken die Ferien als Phase der Leere, der Abwesenheit, als ganzes Gegenteil dieses rasenden Überschwanges, in dem eine Gesellschaft ihr Dasein erneuert.

Die Replik auf einen solchen Paroxysmus ist eine Wirklichkeit anderen Ausmaßes und anderer Spannung, die tatsächlich zum Kulminationspunkt der Existenz moderner Gesellschaften werden kann, so daß sie in Bewegung, gleichsam zum Kochen kommen und sich verwandeln.

Unter diesen Umständen sollte man an die Hauptmerkmale des primitiven Festes erinnern. Es ist eine Zeit des Exzesses. Man vergeudet Vorräte, die manchmal über Jahre hinweg angehäuft wurden. Man verstößt gegen die heiligsten Gesetze, auf denen das Leben der gesamten Gesellschaft zu beruhen scheint. Was gestern Verbrechen war, wird Gebot, und an die Stelle der gewohnten Regeln treten neue Verbote, eine neue Disziplin, die intensive Gefühlsregungen nicht vermeiden oder besänftigen, sondern im Gegenteil provozieren und nach Möglichkeit steigern wollen. Die Erregung wächst von selbst; die Beteiligten werden von einem Rausch erfaßt. Die Befugnisse der Zivil- und Verwaltungsinstitutionen werden eingeschränkt oder vorübergehend außer Kraft gesetzt, und zwar nicht so sehr zugunsten der regulären

Priesterkaste, sondern zugunsten der geheimen Bruderschaften oder der Vertreter der anderen Welt, jener maskierten Akteure, die die Götter oder die Toten verkörpern. Diese Zeit der Erregung ist auch die Zeit der Opfer, die eigentliche Zeit des Heiligen, ist Zeit außerhalb der Zeit, die die Gesellschaft neu erschafft, reinigt und ihr ihre Jugend wiederschenkt. Es werden Zeremonien vollzogen, die den Boden fruchtbar machen und eine neue Generation Herangewachsener in den Rang von Männern und Kriegeren erhebt. Alle Exzesse sind erlaubt, denn gerade von den Exzessen, den Verschwendungen, den Orgien und Gewalttaten verspricht sich die Gesellschaft ihre Erneuerung. Sie hofft, daß aus der Explosion, aus der Erschöpfung neue Kraft erwachse.

Zu einer solchen Krise, die sich grell vom monotonen Hintergrund des Alltagslebens abhebt, die nahezu in jeder Hinsicht und in extremem Grade mit ihm kontrastiert, gibt es in den komplexen, technisierten Gesellschaften höchstens *eine* Entsprechung. In Anbetracht der Beschaffenheit und Entwicklung dieser Gesellschaften kann ein einziges Phänomen eine an Intensität und Aufwand vergleichbare Bedeutung derselben Größenordnung erlangen: der *Krieg*.

Der Krieg als Paroxysmus der modernen Gesellschaft

Im Verhältnis zu der gewaltigen Mobilisierung, die das Fest darstellt, wenn es sich in seiner ganzen Fülle entfaltet, würde nämlich jedes andere Phänomen als lächerlich und unproportioniert erscheinen. Man muß das Unwahrscheinliche, das Skandalöse eines solchen Vergleichs übergehen und ihn etwas genauer bedenken. Kein Zweifel, der Krieg ist ein einziges Grauen, eine einzige Katastrophe und Todesflut, während das Fest mit überbordender Freude und Lebensüberfluß verbunden ist. Sie widersprechen sich also Punkt für Punkt, alles weist sie als Gegensätze aus. Doch hier soll nicht ihre Bedeutung oder ihr Inhalt, sondern ihre absolute Größe, ihre Funktion im Kollektivleben, das Bild, das sie der Seele des Individuums aufprägen, verglichen werden, mit einem Wort, eher die Stellung, die sie haben, als die Art und Weise, in der sie sie einnehmen. Sollte der Krieg dem Fest entsprechen, dürfte es um so interessanter sein, als er gleichzeitig sein Gegenteil ist; das Aufzeigen der Punkte, in denen sie sich unterscheiden, kann die Schlußfolgerungen, die aus festgestellten Ähnlichkeiten gezogen wurden, präzisieren und vervollständigen.

1. DER KRIEG UND DAS FEST

Der Krieg ist zweifellos der Paroxysmus im Leben der modernen Gesellschaften. Er stellt das Totalphänomen dar, das sie aufwühlt und völlig verwandelt und einen schrecklichen Kontrast zur ruhig verlaufenden Friedenszeit bildet. Er ist eine Phase äußerster Spannung des Kollektivlebens, eine Phase der großen Sammlung und Anstrengung der Massen. Jedes Individuum wird in seinem Beruf, seinem Heim, seinen Gewohnheiten und auch in seiner Freizeit von ihm beeinträchtigt. Der Krieg zerstört brutal jenen Freiraum, den sich jeder zu seinem Vergnügen schafft und den er auch bei seinem Mitmenschen respektiert. Er stört das Glück und die Streitereien der Liebenden, die Intrige der Ehrgeizigen und das in der Stille vorangetriebene Werk des Künstlers, Gelehrten oder Erfinders. Er vernichtet unterschiedslos innere Unruhe und Ruhe, nichts Privates kann weiterbestehen, weder Schöpfung noch Lust, nicht einmal Angst. Niemand kann abseits stehen und sich mit etwas anderem befassen, denn bei dieser Aufgabe kann jeder irgendwie eingesetzt werden. Sie bedarf aller Energien.

So folgt auf eine Art Abschottung, in der jeder sein Leben nach Belieben gestaltet, ohne den Angelegenheiten des Gemeinwesens viel Aufmerksamkeit zu schenken, eine Zeit, in der die Gesellschaft alle ihre Mitglieder zu einem kollektiven Aufbruch

auffordert, der sie plötzlich vereinigt, Seite an Seite in eine Reihe stellt und drillt, so daß sie sich körperlich und seelisch näherkommen. Es ist jetzt soweit, daß die Gesellschaft plötzlich nicht mehr tolerant und nachsichtig, ja gleichsam bemüht ist, sich in Vergessenheit zu bringen bei denen, deren Wohlstand sie zu schützen hat. Sie bemächtigt sich ihres Besitzes, erhebt Anspruch auf die Zeit, die Kraft, sogar auf das Blut der Bürger. Die Uniform, die getragen werden muß, macht augenfällig, daß man alles, was einen von den ändern unterschieden hat, aufgibt, um dem Gemeinwesen zu dienen, und zwar nicht nach eigenem Gutdünken, sondern der Forderung gemäß, die diese Uniform auf einem bestimmten Posten jeweils an einen stellt.

Die Ähnlichkeit von Krieg und Fest ist hier also absolut: Beide leiten eine Periode starker Vergesellschaftung, völliger Zusammenlegung von Hilfsmitteln und Kräften ein; sie unterbrechen die Zeit, in der die Menschen einzeln in vielen unterschiedlichen Bereichen tätig waren. Diese sind ihrerseits nun voneinander abhängig, nehmen keinen bestimmten Platz in einer strengen Struktur mehr ein, da die Tätigkeitsbereiche sich überschneiden. Daher stellt der Krieg in den modernen Gesellschaften für alles, was sich sonst der Gruppe gegenüber eine gewisse Zone der Unabhängigkeit vorbehält, den einzigen Beweggrund für Zusammenschluß und intensives Aufgehen in ihr dar. Er legt somit, eher als die Ferien und die Feiertage, den Vergleich mit den frühen Zeiten kollektiver Erregung nahe.

Die Zeit des Exzesses, der Gewalt, des Verstoßes

Solche Zeiten kollektiver Erregung stehen andererseits im selben Verhältnis zur Zeit der Mühsal wie der Krieg zur Friedenszeit: Beide sind Phasen der Bewegung und der Maßlosigkeit gegenüber Phasen der Stabilität und des Maßes. *Quieta non movere*, diese Maxime des geregelten Lebens ist auch der Wahlspruch der friedlichen Diplomatie. Ihre gemeinsame Verhaltensmaßregel empfiehlt, in jeder Hinsicht dasjenige preiszugeben, was nicht zu retten ist. Umgekehrt sind die Überraschung, die Gewalt, die Heftigkeit und die Geschicklichkeit, das Höchstmögliche an Kräften in einem gegebenen Punkt zu konzentrieren oder in Gang zu bringen, einfache Strategien, die genauso für das Fest wie für den Krieg Geltung haben. Beide haben ihre eigene Disziplin, wirken aber trotzdem wie monströse, formlose Explosionen angesichts des monotonen Ablaufs des regulären Lebens.

Außerdem besteht dieses reguläre Leben nur aus einzelnen Ungenauigkeiten. Sein Gleichgewicht, seine Ruhe sind Ergebnis eines Gewimmels winziger anarchischer Irrtümer, die keine allzu alarmierenden Folgen nach sich ziehen und deren Auswirkungen sich gegenseitig aufheben. Dennoch sind der Krieg und das Fest trotz der Strenge der Kriegskunst und des Zeremoniells im Durchschnittsbewußtsein nach wie vor Bilder für Unordnung und Getümmel, weil in beiden Fällen Handlungen erlaubt sind, die sonst eindeutig für Sakrilege und ganz und gar unentschuld bare Verbrechen gehalten werden: Hier ist plötzlich der Inzest vorgeschrieben, dort der Mord erwünscht.

Das höchste Gesetz der primitiven Gruppen, auf dem die Gesellschaftsordnung beruht, ist das Gebot der Exogamie, das der modernen Gesellschaften, der Respekt vor dem Leben des anderen. Wenn man in gewöhnlichen Zeiten dagegen verstößt, hat man strengste Bestrafung und entrüstete Mißbilligung zu gewärtigen. Kommt aber die Stunde des Kampfes oder des Tanzes, so haben neue Normen Geltung; sofern man sie in den Grenzen einer Art Etikette, das heißt im Zuge ritueller Praktiken, die sie heiligen oder verschleiern sollen, erfüllt, bringen nun Handlungen, die sonst in Zügellosigkeit, in Entfesselung wilder Triebe begangen werden und bis dahin verboten und verabscheut wurden, Ruhm und Ansehen. Nicht nur die Ermordung

des Feindes, sondern ein ganzer Komplex von Handlungen und Haltungen, die von der Moral des Zivillebens nicht gebilligt werden und die die Eltern dem Kind, die öffentliche Meinung und die Gesetze dem Erwachsenen verboten haben, bringen im Krieg Ehre ein. List und Lüge stehen hoch im Kurs. Selbst der Diebstahl ist zugelassen: Muß man sich das Notwendige oder einfach noch eine Zusatzration beschaffen, so achtet man nicht allzu sehr darauf, *wie* das geschieht, und ist für Schlaueit viel empfänglicher als für Skrupel. Und was den Mord angeht, ist ja bekannt, daß man dazu gezwungen wird, daß dafür Belohnungen winken und daß er unumgänglich ist.

Zerstörungslust

Schließlich sieht man überall die lange zurückgehaltene Zerstörungslust hervorquellen: die Lust, ein Objekt gestaltlos und unkenntlich zu machen, die von Ärzten empfundene Wonne, sich so lange über einen Unglückswurm herzumachen, bis er in eine namenlose Ruine verwandelt ist; mit einem Wort, alle befreiende Gewalttätigkeit, die dem Menschen fehlt, seit er kein Spielzeug mehr hat, das er kaputt machen kann, wenn es ihm nicht mehr gefällt. Zerschlägt er Geschirr auf dem Markt, so ist das eine armselige Befriedigung im Vergleich zum Rausch des Tötens. Offenbar empfindet der Mensch die höchste Lust, wenn er seinesgleichen vernichtet. Überläßt er sich ihr, gesteht er manchmal nachher keuchend und entzückt alles ein und prahlt noch damit.¹

Der Krieger wird von Raserei gepackt, wenn er zu spüren vermeint, daß ein von einer verlogenen Zivilisation in der Tiefe seines Herzens verschütteter Urinstinkt seine Rechte zurückerobert. „Da entschädigte sich der Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch die Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft.“²

Wie der Inzest beim Fest ist der Mord im Krieg ein Akt, in dem Religiöses mitschwingt. Er hat angeblich mit dem Menschenopfer zu tun und bringt keinen unmittelbaren Nutzen. Gerade deshalb unterscheidet ihn die allgemeine Moral vom Mord als kriminellern Akt. Dasselbe Gesetz, das vom Kämpfer sein Leben fordert, befiehlt ihm, seinen Gegner zu opfern. Die Regeln des Krieges insinuieren umsonst, es handle sich um ein edles Spiel, um eine Art von Duell, bei dem Loyalität und Anstand die Gewalt in Schranken hielten. Wesentlich ist nach wie vor das Morden. Wer den Feind bequem erledigt wie das Wild auf der Jagd, wer ihn nach Möglichkeit umbringt, wenn er schlafend und waffenlos daliegt, ist immer gut beraten. Ein guter General setzt seine Leute nicht einfach der Gefahr aus. So haben denn einige Denker die Meinung vertreten, der moderne Krieg, wo der Zivilist nicht verschont bleibt und große Ballungsgebiete den mörderischen Schlägen des Feindes weiträumige, leicht erreichbare Zielscheiben bieten, die mit Sicherheit verwüstet werden, entspräche mithin am ehesten dem idealen Wesen des Krieges. Der wahre Krieger sieht ruhig mitan, wie der ritterliche Kodex vernichtet wird, der zu anderen Zeiten Schlachten gewissermaßen zu großen Turnieren umfunktionierte. Es kommt manchen gelegen, daß bei dieser Art von Fest der Anteil der Liturgie zusammenschmilzt, während Ausschweifung und Orgie an Boden gewinnen.

Sakrileg und Vergeudung

Der Tod ist meist mit Angst und Scheu verbunden. Er ist Gegenstand höchsten Respekts. In Gegenwart eines Leichnams schweigt man und nimmt den Hut ab. Im

¹ Vgl. Ernst von Salomon, *Die Geächteten*, Berlin 1930.

² Ernst Jünger, *Sämtliche Werke, Essays I, Betrachtungen zur Zeit, Der Kampf als inneres Erlebnis*, Stuttgart 1980, S. 13.

Krieg, der eine extreme Vertrautheit mit den sterblichen Hüllen der Getöteten, noch nicht Begrabenen mit sich bringt, werden sie dagegen mit kameradschaftlicher Ungeniertheit behandelt.³ Man macht sich über sie lustig, spricht sie an, streichelt sie im Vorübergehen. Dem Bedrücktsein folgt Dreistigkeit. Man stößt diese armseligen Überreste mit dem Fuß an, verhöhnt sie mit Worten oder Gebärden, um seine Angst vor ihnen zu bannen und nicht von ihnen verfolgt zu werden. Lachen soll vor dem Grauen bewahren. Der Mensch ist aufs neue von den Verbotten befreit, die ihm Brauch und Erziehung auferlegen. Man denkt nicht mehr daran, sich vor dem Tod zu verneigen und ihn zu ehren, seine schreckliche Wirklichkeit zu verhüllen und aus dem Bewußtsein zu verdrängen. Er ist ohne Beschönigung, ungeschminkt und schutzlos gegenwärtig. Das ist die Stunde, wo man diesen Gegenstand hoher Ehrerbietung, die sterbliche Hülle des Menschen, ungestraft plündern und besudeln kann. Wer würde sich eine solche Rache, eine solche Profanierung entgehen lassen? Alles als heilig Erachtete fordert sie letztlich heraus. Da es Furcht und Schrecken einjagt, muß es in den Schmutz gezogen und bespion werden.

Andererseits ist das Fest Anlaß zu ungeheurer Vergeudung. Es werden Vorräte verschwendet, die man über Monate, manchmal über Jahre hinweg gehortet hat. Der Krieg ist keine geringere Verschwendung. Nur handelt es sich im Krieg nicht um Berge von Nahrungsmitteln oder Seen von Getränken, sondern um eine ganz andere Form des Konsums: Jeden Tag werden Tausende von Tonnen Munition verbraucht. Die Arsenale sind ebenso schnell leer wie die Speicher. Während man für das Fest alle verfügbaren Lebensmittel ansammelt, schröpfen Anleihen, Abgaben und Requisitionen den vielfältigen Reichtum eines Landes und stürzen ihn in den Abgrund des Krieges, der sie schluckt, ohnejemals voll zu werden. Hier würden die an einem Tag verschlungenen Nahrungsmittel ausreichen, um die Menschen über Monate hinweg zu ernähren, im Krieg machen die Kosten für einige Stunden Feindseligkeit eine derart beträchtliche Summe aus, daß man den Eindruck hat, damit könnte dem Elend auf der ganzen Welt abgeholfen werden. In beiden Fällen handelt es sich um eine unproduktive, brutale und fast zwanghafte Erschöpfung geduldig und unter Entbehrungen und Mühsal angesammelter Mittel, um die Sparsamkeit schließlich mit Verschwendung wettzumachen.

Der Krieg weist also eine Reihe ganz äußerlicher Merkmale auf, die nahelegen, ihn gleichsam als modernes, düsteres Gegenstück des Festes aufzufassen. Kein Wunder, daß er, sobald er eine staatliche Institution wurde, einen Komplex von Überzeugungen aktivierte, die dahin tendieren, ihn – wie das Fest – als eine Art kosmisches, befruchtendes Prinzip zu verklären. Die Inhalte von Krieg und Fest mögen sich noch so sehr widersprechen, die Analogien in Form und Ausmaß sind derart ausgeprägt, daß die Vorstellungskraft insgeheim daran arbeitet, sie auch ihrem Wesen nach gleichzusetzen.

2. DIE MYSTIK DES KRIEGES

Der Krieg als Anhaltspunkt für den Ablauf der Zeit

Die Feste öffnen die Pforten zur Welt der Götter; der Mensch macht eine Metamorphose durch und nähert sich übermenschlichem Dasein an. Sie vermitteln Einblick in die *Große Zeit* und stecken die Perioden der Arbeit ab. Die Kalendertage zwischen den Festen sind inhaltslos und anonym und gewinnen nur im Hinblick auf markantere Daten Bedeutung: Selbst heute, wo die Feste ihren Gehalt an Wirklichkeit fast völlig eingebüßt haben, sagt man noch: „Es ist nach Ostern“, oder „Es war vor Weihnach-

³ J. Romain, *Les Hommes de bonne volonté*, XV, *Prélude à Verdun*, Paris 1938, S. 179.

ten“. Auch der Krieg ist Anhaltspunkt für den Ablauf der Zeit. Er bildet einen Einschnitt im Leben der Nationen. Dabei leitet er immer eine neue Ära ein; wenn er beginnt, geht eine Zeit zu Ende, und wenn er endet, beginnt eine andere Zeit, die sich von der vorhergehenden fühlbar unterscheidet. Man lebt nicht mehr wie zuvor: Je nachdem, ob sich eine Nation von der Prüfung erholt oder sich darauf vorbereitet, ist alles Entspannung, beziehungsweise Anspannung. Daher werden Vorkriegs- und Nachkriegsperioden sorgsam unterschieden. Primitive Populationen, bei denen der Krieg chronisch, aber nicht so verheerend ist, leben den Berichten von Beobachtern zufolge gleichfalls so, aber mit Bezugnahme auf das Fest, das heißt, in Erinnerung an ein vergangenes oder in Erwartung des kommenden Festes. Übrigens geht eine Haltung unmerklich in die andere über. Der Übergang von der Nachkriegszeit zur Vorkriegszeit vollzieht sich genauso allmählich. Der Wechsel hat gleichzeitig im Bewußtsein, in der Politik und in der Wirtschaft statt. Die Friedenszeit ist neutral. Sie läßt gegensätzliche Richtungen zu und bildet eine Art Füllsel zwischen zwei Kriegen. Das Prestige des Krieges rührt vor allem daher, daß er die Schrecken, die er hervorruft, allmählich ausgleicht und besiegt.

Der Krieg gilt als absurde, verheerende Katastrophe. Es ist offenbar Ehrensache, daß der Mensch sich ihm verweigert und sich nach Kräften bemüht, ihn zu vermeiden. Doch nur zu bald wird er für unvermeidlich gehalten und gewinnt die Dimension des Schicksalhaften. Er erlangt die Bedeutung einer schrecklichen, Vernichtung und Verwüstung verbreitenden Geißel der Natur, und während die Vernunft ihn noch verurteilt, respektiert ihn das Herz schon wie jede andere Macht, die außerhalb menschlicher Reichweite liegt. Diese Unterwerfung ist erst der Anfang. Der Mensch, der Opfer des Krieges wird, betrachtet ihn zuerst als unvermeidlich, dann als notwendig. Er sieht in ihm, wenn er Theologe ist, wie Joseph de Maistre die Strafe Gottes oder faßt ihn, wenn er Philosoph ist, im Gefolge Hegels als Naturgesetz oder treibende Kraft der Geschichte auf. Der Krieg greift nicht mehr zufällig ins Weltgeschehen ein, sondern gilt als Norm des Universums. Als wesentliches Triebwerk des Kosmos gewinnt er somit eine entschieden religiöse Wertigkeit. Man preist seine positiven Wirkungen und betrachtet ihn nicht länger als Barbarei, sondern als Quell der Zivilisation, als ihre schönste Blüte. Im Krieg wird alles neu geschaffen, was im Frieden durch Erschlaffung und Abnutzung zugrunde ging. Kriege sind deshalb notwendig, um die Gesellschaft zu erneuern und vor dem Tod zu erretten. Sie schützen die Gesellschaft vor den Auswirkungen, die der Ablauf der Zeit hat. Man schreibt diesen Blutbädern die Kraft eines Jungbrunnens zu.

Der Krieg als erneuernde Kraft

Es handelt sich, wie man sieht, um die sonst den Festen zugeschriebenen Kräfte. Auch sie hatten den Zweck, periodisch eine Verjüngung der Gesellschaft herbeizuführen. Sie sollten eine neue Ära der Kraft und der Gesundheit einleiten. Die Mythologie des Krieges ermöglicht einen Vergleich bis ins Vokabular. Man macht gleichsam einen Gott tragischer Fruchtbarkeit aus ihm und vergleicht ihn mit einer gigantischen Niederkunft. Und wie die Mutter ihr Leben aufs Spiel setzt, wenn sie das Kind zur Welt bringt, müssen die Völker einen blutigen Tribut entrichten, um ihre Existenz zu begründen oder weiterzuführen. Goebbels hält den Krieg für die elementarste Form der Liebe zum Leben.⁴ Der Krieg verschafft dem Gesetz der Geburt der Nationen Ausdruck und entspricht den zwangsläufig schrecklichen inneren Krämpfen der

⁴ J. Goebbels, *La Destinee d'un Allemand*, zitiert bei O. Scheid, *L'Ésprit du III^e Reich*, Paris 1936, S. 219 (Vgl. J. Goebbels, *Michael – Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern*, München 1934; Anm. d. Übers.).

körperlichen Geburt. Weder Wille noch Einsicht können ihm etwas anhaben: Ebenso könnte man versuchen, die Peristaltik zu beherrschen. Indessen enthüllen diese verheerenden Anfälle dem Menschen den Wert und die Macht unterirdischer Kräfte. Sie entreißen ihn der unwürdigen Stagnation des Friedens, wo er in schmähhlicher Ruhe verrottet und nur das platteste Ideal, Sicherheit und Besitz, im Auge hat. Der Krieg zerbricht eine gelähmte, todgeweihte Ordnung und zwingt den Menschen, auf großartigen, entsetzlichen Ruinen eine neue Zukunft aufzubauen.⁵ Kann man also den Krieg als letzte Zuflucht der Verzweiflung, als äußerstes Argument der Könige, als strenge und fürchterliche Notwendigkeit deuten, die man bejahen muß, wenn alle anderen Mittel versagt haben? Er stellt mehr dar als eine bittere Medizin, zu der die Nationen manchmal gezwungenermaßen greifen müssen. Der Sinn ihres Daseins beruht gleichsam auf ihm. Er dient sogar dazu, die Nationen zu definieren: Eine Nation besteht aus Menschen, die Seite an Seite Krieg führen, und der Krieg ist der höchste Ausdruck des nationalen Existenzwillens. Er stellt für die Völker das wichtigste moralische Gebot dar. Der Krieg soll nicht dazu dienen, den Frieden zu begründen; der Frieden soll den Krieg vorbereiten. Denn der Frieden ist lediglich ein vorübergehender Waffenstillstand zwischen zwei Konflikten.⁶ Jede gewichtige Anstrengung ist auf den Krieg ausgerichtet und findet in ihm ihre Weihe. Was den Krieg nicht befördert, ist verächtlich. Ludendorff zufolge ist jedes menschliche und gesellschaftliche Schicksal nur insoweit gerechtfertigt, als es den Krieg vorbereitet.⁷

Der Krieg als Sakrament

Diese Geisteshaltung ist echt religiös. Der Krieg gilt wie das Fest als heilige Zeit, als Periode der Epiphanie des Göttlichen. Er eröffnet dem Menschen eine berauschte Welt, in der die Gegenwart des Todes ihn erschauern läßt und seinen Handlungen eine höhere Weihe verleiht. Man ist überzeugt, im Krieg wie bei der Fahrt in die Unterwelt früherer Initiationen eine Seelenstärke zu erlangen, die irdische Prüfungen nicht vermitteln können. Man fühlt sich unbezwingbar und gleichsam vom Zeichen geprägt, das Kain nach dem Mord an Abel schützte: „Wir stürzten uns wie Taucher ins Erleben und kehrten verändert zurück.“⁸ Die Kämpfenden nehmen gleichsam in tiefen Zügen und bis zur Neige einen verhängnisvollen Zaubertrank zu sich, den ihnen nur der Krieg kredenzen kann und durch den ihr Lebensverständnis verwandelt wird. So versichert Ernst Jünger, er habe als Frontsoldat das Wesentliche des Lebens erfahren und das eigentliche Wesen des Daseins entdeckt.

Der Krieg, diese neue Gottheit, vermag also Sünden zu tilgen und Gnade zu gewähren. Der Feuertaufe wird höchste Wirksamkeit zugeschrieben. Durch sie wird der Mensch angeblich zum furchtlosen Offizianten eines tragischen Kultes, zum Erwählten eines eifersüchtigen Gottes. Zwischen denen, die gemeinsam diese Weihe empfangen oder Seite an Seite die Gefahren der Schlacht teilen, herrscht Waffenbrüderschaft. Die Kämpfer sind durch dauerhafte Bindungen und ein Gefühl der Überlegenheit und des Zusammenhalts im Hinblick auf diejenigen vereint, die nicht in Gefahr waren oder im Kampf keine aktive Rolle spielten. Es genügt nämlich nicht, sich der Gefahr ausgesetzt zu haben, man muß den Gegner auch getroffen haben. Es handelt sich um eine zweifache Weihe. Sie beinhaltet nicht nur, daß man zu sterben,

⁵ H. de Keyserling, *La Révolution Mondiale*, Frz. Übers. S. 69-70; 171; *Méditations Sud-américaines*, S. 121-2 (Vgl. H. von Keyserling, *Südamerikanische Meditationen*, Berlin 1932; Anm. d. Übers.).

⁶ E. Ludendorff, *Der Totale Krieg*, München 1937, zitiert nach H. Rauschnig, *La Révolution du Nihilisme*, Frz. Übersetzung, Paris 1939, S. 114 (Vgl. Hermann Rauschnig, *Die Revolution des Nihilismus*, Zürich 1938; Anm. d. Übers.).

⁷ Ludendorff, a.a.O.

⁸ Ernst Jünger, a.a.O., S. 13.

sondern auch, daß man zu töten wagt. Ein Sanitäter hat kein Prestige. Die Kämpfenden stehen keineswegs auf gleicher Stufe: Dieser Stand verfügt über Grade. Die verschiedenen Waffengattungen, von der Luftwaffe bis zum Versorgungsdienst, von den vordersten Operationsgebieten an der Front bis zu den Nachschubzentren, Verwundungen, Verstümmelungen, erworbenen Auszeichnungen, all das sind hierarchisierte Initiationen, Anlässe zur Bildung von Vereinigungen, die auf ihr Verdienst pochen. Man kann hier Spuren der charakteristischen Situation jener Männerbünde primitiver Zivilisationen wiederentdecken, in die man nach schmerzhaften Prüfungen eintritt und deren Mitglieder in der Gemeinschaft besondere Rechte genießen.

Der totale Krieg

In der modernen Welt sind diese professionellen Gewalttäter ungern geduldet. Der Typus wird eliminiert, obwohl er unter entsprechend günstigen Umständen wieder auftaucht. Aber selbst wenn die neue Gesellschaftsstruktur und die den Kampf bestimmenden technischen oder wissenschaftlichen Errungenschaften den bestellten Helden durch zahllose anonyme Kämpfer ersetzen, bleibt die frühere Haltung bestehen. Die Notwendigkeit strenger Disziplin und die Mittel, sie rigoros anzuwenden, schränken zweifellos die Phantasie früherer Exzesse ein; der Krieg verliert zwar, was die Entfesselung der Triebe angeht, gewinnt dafür aber unablässig an Umfang. Er erwirbt sich somit eine andere Eigenschaft des Festes: seine Totalität. Der Kampf ist Sache der Masse, und es wird versucht, den Sieg um den niedrigsten Preis zu erringen. Man schlägt auf den Schwächsten ein. Die Taktik weicht einem Kampf mit gleichen Waffen und gleichen Chancen aus. Der Mord oder die Jagd sind beliebter als das Duell; man versucht, einen an Zahl und Bewaffnung unterlegenen Gegner zu überraschen und ohne Risiko zu erledigen, während man selbst nach Möglichkeit unsichtbar und außer Reichweite bleibt. Auch wird zunehmend nachts Krieg geführt, wobei beide Seiten die Zivilbevölkerung, deren Arbeit die Versorgung der Kämpfenden sicherstellt, massakrieren.

Ein klar umrissenes Schlachtfeld gibt es nicht mehr. Früher war eine besondere, der Arena, dem Turnier- oder Spielplatz vergleichbare Zone dafür vorgesehen. Dieses der Gewalt geweihte, abgegrenzte Gelände ließ zumindest rundherum einen Welt-Raum, in dem mildere Gesetze herrschten. Jetzt erstreckt sich der Krieg hingegen auf das gesamte Gebiet einer Nation. Dasselbe gilt für die Dauer des Krieges. Den Feindseligkeiten geht keine feierliche Erklärung mehr voraus, die den Zeitpunkt festlegt, an dem das Feuer eröffnet wird. Der Angriff erfolgt ohne Ankündigung, um den Gegner zu überraschen und entscheidend zu übervorteilen. Weder Zeit noch Raum für ein solches gigantisches Duell werden nun also vom normalen Zeit- und Lebensraum etwa in der Weise ausgenommen, wie man einen Wettstreit nach einem gegebenen Signal in verabredeten Schranken austrägt.

Gleichzeitig verzichtet man zunehmend auf Regeln und ritterliche Elemente. Der Krieg wird gewissermaßen davon gereinigt und auf seine Essenz reduziert. Sein eigentliches Wesen wird von jedem fremden Zusatz befreit, und die Bastardehe, die er mit dem Geist des Spiels und des Wettbewerbs eingegangen war, wird gelöst. Paradoxerweise hatte er ja, obwohl er, wie Keyserling sagt, reines Verbrechen und reine Vergewaltigung ist, Loyalität und Respekt vor dem Gegner zugelassen, gewisse Waffen, gewisse Listen, gewisse Handlungen geächtet und eine strenge Zeremonie, eine Etikette eingeführt: Die Rivalität hatte sich nicht nur auf Tapferkeit und Kühnheit, sondern auch auf die guten Manieren bezogen.

Die Beziehungen zwischen Prestige und dem Schrecken des Krieges

Dieser schmutzige, massive, geizige und gierige Krieg fordert vom einzelnen Menschen schwere Opfer, ohne ihm dafür etwas zu gewähren. Er verbraucht ihn, ohne ihm einen Ausgleich zu bieten. Offenbar wird der Krieg immer mehr auf eine simple, unerbittliche Kraftprobe reduziert, auf eine Flut von Lügen und Brutalität. Trotzdem preist man ihn gerade zu diesem Zeitpunkt ganz besonders, betrachtet ihn als höchste Wohltat für die Menschen und als Prinzip des Universums. Nie war sein Ansehen so groß, nie hat er so viel Lyriismus und religiöse Begeisterung erregt. Seine Anziehungskraft entspricht den Verzichtleistungen, die er fordert, und der Niedertracht, mit der er vorgeht.

Das ist nicht verwunderlich; mit dem Krieg ist es wie mit den Leidenschaften. Sie wirken grandioser, sich selbst getreuer und gleichsam ideal, wenn nichts sie einzudämmen vermag. Dasselbe gilt für einen Krieg, der die Kräfte eines Volkes über die Maßen mobilisiert und die Reserven einer großen Nation achtlos verausgabt, gegen jede Regel, jedes Gesetz verstößt und nichts auch nur einigermaßen Menschliches mehr hat: Gerade wenn er ganze Generationen unter gigantischen Trümmern begräbt, umgibt man ihn mit einem Glorienschein, erstrahlt er im düsteren Glanz ungeheurer Glut und tritt als schrecklicher Paroxysmus des Kollektivlebens in Erscheinung. Nichts kann ihm den finsternen Ruhm streitig machen, daß es in der modernen Gesellschaft kein anderes Ereignis gibt, das die Individuen ihren privaten Sorgen in solchem Maße entheben und sie mit einemmal in eine andere Welt stürzen würde, in der sie nicht mehr über sich selbst befinden können und der Trauer, dem Schmerz und dem Tod anheimfallen.

Je stärker die Milde des Friedens mit der gräßlichen Gewalt des Krieges kontrastiert, desto größere Chancen hat der Krieg, eine Schar von Fanatikern zu verführen und die ändern immerhin so nachhaltig einzuschüchtern, daß sie ihm in ihrer Wehrlosigkeit irgendeine schicksalhafte Eigenschaft zuerkennen, von der sie sich gelähmt fühlen. Daher fällt die gewissermaßen mystische Begeisterung für den Krieg auch mit dem Zeitpunkt zusammen, wo er am furchtbarsten wütet. Zunächst hatte man sich noch über ihn lustig gemacht, ihn für ein stimulierendes gesellschaftliches Abenteuer gehalten oder über die Not, die Leiden und Zerstörungen geklagt, die er anrichtete. Aber erst an dem Tag, wo er sich über jede moralische Grenze hinweggesetzt hatte und weder Dinge noch Menschen verschonte, wo er sich, unfaßbar, unerträglich, als eine Art Weltuntergang entpuppte, sich aber bis fast an die Grenzen der zivilisierten Welt noch über Jahre erstrecken konnte, war er der Rausch schlechthin.

Die Tragweite des Geschehens, seine Ausdehnung in Zeit und Raum, seine außergewöhnliche Intensität, seine Brutalität und sein nach Verzicht auf ein Hofzeremoniell und spitzenverzierte Uniformen schließlich klar erkennbares, durch und durch gewaltsames Wesen schmeichelt erschauernden Herzen mit der Hoffnung, ihnen seien die Pforten zu einer Hölle aufgetan, die wahrer und stärker sei als ein glückliches, geschichtsloses Leben. Sie erkennen in ihm die furchtbare Offenbarung des Prinzips, aus dem alles hervorgeht und das ihnen ihr wahres Wesen enthüllt. Der Krieg ist Taufe, Ordination und Apotheose. Auf dem Schutt einer trügerischen und verderbten, schwachen, glanzlosen und zugleich falschen Welt verkündet und verbildlicht er mit dem Aufwand und Getöse großer Naturkatastrophen diesen heiligen Triumph des Todes, der die Vorstellungskraft seit eh und je heimgesucht hat.

Der Krieg: Das Schicksal der Nationen

Es ist begreiflich, daß der Krieg sie genauso bewegt. Er übernimmt im Grunde die Rolle der ehemaligen Bruderschaften, macht jedem einzelnen bewußt, daß er nicht Herr seines Schicksals, daß er von höheren Mächten abhängig ist, die ihn plötzlich aus seiner Ruhe reißen und nach Belieben zermalmen können. Der Krieg erscheint in der Tat als das Ziel, auf das die Nationen fieberhaft hinarbeiten. Er gibt ihrer Tätigkeit und ihrem Schicksal eine Ausrichtung, stellt sozusagen eine letzte Prüfung dar, die sie für eine neue Zeit befähigt oder disqualifiziert. Denn der Krieg fordert alles für sich, verschlingt maßlos Reichtümer, Ressourcen und Leben.

Er befriedigt dafür Triebe, die die Zivilisation verdrängt und die sich unter seiner Ägide um so nachdrücklicher schadlos halten, etwa den Trieb zur Selbstvernichtung oder den Trieb, die gesamte Umwelt zu zerstören. Sich seinem eigenen Untergang zu überlassen und alles zugrunde zu richten, was Gestalt und Namen hat, stellt eine zweifache, prächtige Erlösung von der Mühe dar, mit allerlei kleinen Einschränkungen und behutsamen Rücksichtnahmen leben zu müssen. Man muß dem Krieg als ungeheuerlichem Durcheinanderquirlen von Gesellschaften und als Kulminationspunkt ihres Daseins, als Zeit des Opfers, aber auch des Verstoßes gegen alle Regeln, als Zeit tödlicher, aber heiliger Gefahr, als einer Zeit des Verzichts und der Zügellosigkeit zuerkennen, daß er in der modernen Welt den Platz des Festes einnimmt und dieselbe Faszination, dieselbe Begeisterung auslöst. Er ist unmenschlich; das genügt, daß man ihn für göttlich hält. Man geht nicht fehl. Und von dieser höchsten Weihe erwartet man sich Ekstase, Jugend und Unsterblichkeit.

Der Austausch der Funktionen von Krieg und Fest

In den primitiven Gesellschaften nehmen sich die Kriege, denen es im Vergleich mit den Festen an Profil und Tragweite fehlt, eher kümmerlich aus. Es handelt sich lediglich um kurze Zwischenspiele, Jagd-, Plünderungs- oder Rachezüge, oder sie sind eine Art Dauerzustand, der sozusagen den Hintergrund des Daseins bildet, eine zwar gefährliche Betätigung, die aber infolge ihrer Kontinuität nichts Außergewöhnliches mehr hat. In beiden Fällen unterbricht das Fest die Feindseligkeiten. Es versöhnt vorübergehend die schlimmsten Feinde, lädt sie zur Verbrüderung und zu gemeinsamem Feiern ein. Auch in der Antike heben die Olympischen Spiele die Streitigkeiten auf; zu diesem Zeitpunkt nimmt die gesamte griechische Welt an einem zeitlich begrenzten, von den Göttern gesegneten Fest teil.

In den modernen Gesellschaften findet das Umgekehrte statt. Der Krieg setzt allem ein Ende, und internationale Wettbewerbe, Vergnügungen oder Ausstellungen sind als erste betroffen. Der Krieg schließt die Grenzen, die die Feste geöffnet hatten. Man kann wieder einmal beobachten, daß der Krieg zwar etwas von ihrer Wirkungsweise übernimmt, aber im entgegengesetzten Sinne: Statt zu vereinen, trennt er, während das Fest vor allem verbindet. Beobachter haben es die soziale Bindung *par excellence* genannt, die mehr als alles andere die Kohäsion der dadurch periodisch zusammengeführten Gruppen gewährleistet. Es vereint sie in Freude und Rausch, ganz abgesehen davon, daß das Fest gleichzeitig Anlaß zu ökonomischem, sexuellem und religiösem Austausch sowie zur Vergabe von Nahrungsmitteln ist, Anlaß zur Rivalität, was Prestige, Embleme und Wappen betrifft, Anlaß auch zum Wettstreit von Kraft und Geschicklichkeit, zur wechselseitigen Vermittlung von Riten, Tänzen und Talismanen. Es erneuert Pakte und verjüngt Bindungen.

Dagegen bewirkt der Krieg den Bruch der Abmachungen und Freundschaften. Er verschärft die Gegensätze. Er ist, während das Fest einen Überschwang von Leben

und befruchtender Kraft darstellt, nicht nur ein unerschöpflicher Quell von Tod und Verwüstung, sondern zieht Folgen nach sich, die nicht weniger verhängnisvoll sind als die Verheerungen, die er anrichtet, solange er wütet. Die Auswirkungen, die er zeitigt, setzen nach seinem Ende sein unheilvolles Werk fort. Sie nähren und entwickeln Groll und Haß. Daraus entsteht weiteres Unglück und am Ende ein neuer Krieg, der an den vorhergehenden anknüpft. Genauso wird beim Abschluß eines Festes schon das Treffen für das nächste festgelegt, damit das fortgesetzt und erneuert wird, was es an Gutem gebracht hat. Nicht weniger schnell keimt der unheilvolle Samen: Verhängnisvolle Übel greifen um sich und nehmen die Stelle fruchtbarer Festlichkeiten ein.

Der Krieg als Preis der Zivilisation

Welche Ursache hat ein solcher Umschwung? Wie kommt es, daß die großen Entladungen der Gesellschaften hier großzügige, dort gierige Kräfte freisetzen, zum einen die Einheit stärken, zum andern die Spaltung vorantreiben und in einem Fall als schöpferische Überfülle, im andern als mörderische Raserei in Erscheinung treten? Das ist schwierig zu sagen. Der Gegensatz entspricht sicher den strukturellen Unterschieden, die zwischen der Organisation eines primitiven Stammes und der einer modernen Nation feststellbar sind.

Soll man die industrielle Zivilisation und die Mechanisierung des Kollektivlebens dafür verantwortlich machen? Oder das allmähliche Zurückweichen des Heiligen vor dem Druck der profanen Mentalität, die aus nichts als Trockenheit und Knauserei besteht und gleichsam zwangsläufig mit den simplen Mitteln der Gewalt und der List dem materiellen Profit nachjagt? Soll man die Gründung weitgehend zentralistischer Staaten zu einem Zeitpunkt, wo die Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Anwendungsmöglichkeiten es ohne weiteres erlaubt, riesige Massen zu gängeln, die man mit einer früher undenkbaren Präzision und Wirksamkeit plötzlich in Bewegung setzen kann, dafür haftbar machen? Wer weiß. Es hat keinen Zweck, irgend etwas herauszugreifen. Es steht jedenfalls fest, daß die maßlose Aufblähung des Krieges sowie seine umgehende Mystifizierung zu diesen drei Phänomenen, die wiederum miteinander verknüpft und im übrigen reich an glücklichen Gegensätzen sind, zeitlich parallel verlaufen.

Die Probleme der Technik und folglich der Kontroll- und Zwangsmittel, der Sieg des weltlichen über den religiösen Geist und ganz allgemein die Vorherrschaft des Gewinnstrebens über uneigennützig Tätigkeiten, die Bildung großer Nationen, in denen die Macht dem Individuum immer weniger Freiheit gewährt und ihm in einem ständig komplexeren Mechanismus einen immer enger begrenzten Platz zuweisen muß – das sind in der Tat die grundsätzlichen gesellschaftlichen Veränderungen, ohne die der Krieg nicht unter seinem gegenwärtigen Aspekt eines absoluten Paroxysmus des Kollektivdaseins in Erscheinung treten könnte. Sie verleihen ihm diese Aura eines schwarzen und wider den Strich apotheotischen Festes. Sie machen ihn zum Faszinosum für den religiös ausgerichteten Menschen. Schrecken und Ekstase lassen seine Seele erbeben, wenn sie erlebt, daß im Krieg die Mächte des Todes und der Zerstörung unwiderruflich über alle anderen triumphieren.

Dieser entsetzliche Preis für die vielfältigen Vorteile der Zivilisation mindert ihre Attraktivität und ist Zeichen ihrer Hinfälligkeit. Angesichts der Konvulsion, von der sie zermalmt werden, entdeckt man, daß sie weder solide noch tief sind, daß sie Früchte einer irreführenden Bemühung sind, die eigentlich kaum im Sinne der Natur sein kann. Zweifellos weckt und begünstigt der Krieg die uralten, elementaren, die ehemals reinen und, wenn man so will, wahren Kräfte, aber gerade sie will der Mensch

hartnäckig unterdrücken. Die Tatsache, daß der Krieg an die Stelle des Festes getreten ist, läßt vielleicht ermessen, wie er sich von seinem Uranfang her entwickelt hat, um welchen Preis von Tränen und Blut, mit denen er jegliche Eroberung bezahlen muß, zu der er sich berufen glaubte.

Es ist noch nicht lange her, daß der Mensch, dem Wort des Dichters zufolge, „aus dem Brennpunkt der Kraft einen schrecklichen Funken“ zu schlagen vermag, der den beiden Reichen, die je einen Kontinent beherrschen, entsprechende Waffen liefert. Ist die Herrschaft über die Atomenergie samt der Einteilung der Welt in zwei Riesenstaaten ausreichend, um das Wesen und die Bedingungen eines Konflikts so radikal zu ändern, daß jeder Vergleich zwischen Krieg und Fest hinfällig wird? Mitnichten. Es ist unvermeidlich, daß der gewaltige Machtüberschuß, der dem Menschen zugefallen ist, wie frühere Machtüberschüsse durch entsprechend große Gefahr ausgeglichen wird. Diese Gefahr scheint sogar das Bestehen der Spezies zu bedrohen. Daher hat man offenbar für das Sakrale wieder mehr Sinn. Die Aussicht auf eine Art totales Fest, das fast die gesamte Bevölkerung des Erdballs in seinen schrecklichen Wirbel hineinzuziehen und die Mehrheit davon auszulöschen droht, kündigt diesmal den Anbruch eines wirkungsvollen, schrecklichen, lähmenden und um so wundersameren Verhängnisses an.

Die Wirklichkeit holt das Märchen ein: Sie erreicht seine kosmischen Dimensionen, erweist sich als fähig, seine schwerwiegenden Entscheidungen in die Tat umzusetzen. Heute gehört der Mythos von einer allgemeinen Vernichtung wie beispielsweise die Götterdämmerung nicht mehr nur dem Phantasiebereich an.

Das Fest hingegen war von der Vorstellungskraft inszeniert. Es war Schein, Tanz und Spiel. Es stellte den Untergang des Weltalls dar, um seine regelmäßige Wiedergeburt zu sichern. Alles zu verzehren, bis keiner mehr konnte und man halbtot war, galt als Zeichen von Kraft, als Beweis für Fülle und Langlebigkeit. Das träfe nicht mehr zu, wenn die in einem verhängnisvollen Paroxysmus, der an Ausmaß und Wirkungskraft dem relativ fragilen Leben weit überlegen wäre, freigesetzte Energie das Gleichgewicht zugunsten der Zerstörung verschieben würde. Ein solcher Überschuß an Ernst beim Fest wäre nicht nur für den Menschen, sondern auch für das Fest tödlich. Indessen würde das vielleicht nur den Endpunkt einer Entwicklung markieren, die aus dieser Lebensexplosion Krieg erstehen ließ.

Aus: Roger Caillois, Der Mensch und das Heilige. Durch drei Anhänge über den Sexus, das Spiel und den Krieg in ihren Beziehungen zum Heiligen erweiterte Ausgabe, München/Wien: Carl Hanser Verlag 1988, S. 217-239.